

Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Frisch, Max  
**Sind Sie sich selber Freund?**

Herausgegeben von Margit Unser

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4223  
978-3-518-46223-2

suhrkamp taschenbuch 4223

*Sind Sie sich selber ein Freund?* In seinem berühmten Fragebogen wie auch in anderen Texten spürt Max Frisch dem Wesen nach, das eine Freundschaft ausmacht. Einmal mehr verführt er auch seine Leser durch ungewöhnlich persönliche Fragen zu ungewöhnlich ehrlichen Antworten.

Margit Unser, 1956 in Walldorf bei Heidelberg geboren, studierte Geschichte, Philosophie und Pädagogik in Mainz. Sie ist seit Juli 2008 Leiterin des Max Frisch-Archivs in Zürich, wo sie auch lebt.

**Max Frisch**  
**Sind Sie sich selber  
ein Freund?**

Herausgegeben von Margit Unser

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4223

Erste Auflage 2011

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Für diese Auswahl

© Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Printed in Germany

Einbandgestaltung: Göllner, Michels

ISBN 978-3-518- 46223-2

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Sind Sie sich selber  
ein Freund?



»Ich bin glücklich«, sage ich, nachdem ich die Zigarre ein zweites Mal angezündet habe, »daß Sie mir Ihre Freundschaft schenken. Ich habe hier keine Freunde. Aber wenn es Ihr Ernst ist, daß Sie nicht mein Staatsanwalt sein wollen, und ich glaube es Ihnen von Herzen – Rolf ... aber dann, sehen Sie, darf ich auch von Ihnen erwarten, was man von einem Freund erwarten muß: daß Sie mir glauben, was ich nicht erklären, geschweige denn beweisen kann. Nur darauf kommt es jetzt an. Wenn Sie mein Freund sind, dann müssen Sie auch meinen Engel in Kauf nehmen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie müssen es glauben können, daß ich nicht der Mensch bin, wofür man mich hält und wofür auch Sie als Staatsanwalt mich halten – Ich bin nicht Stiller«, sage ich weiß Gott nicht zum erstenmal, aber zum erstenmal mit der Hoffnung, daß einer es hört, »ich bin es nicht, ganz im Ernst, und ich kann kein Geständnis machen, das mein Engel mir verboten hat.«

Stiller, S. 649



Ein Freund, ein verehrter, schreibt:

»Ich kann nicht verschweigen, daß ich dieses gewaltsame Offenhalten von Wunden, zu dem Du Dich wie so viele andere offenbar verpflichtet fühlst, für ein eigentliches Unglück halte.«

Ich halte für ein eigentliches Unglück: das Verbinden von Wunden, die noch voll Eiter sind – und sie sind voll Eiter – das Vergessen der Dinge, die nicht durchschaut, nicht begriffen, nicht überwunden und daher nicht vergangen sind.

Aber sind auf meiner Seite so viele?

TB1, S. 268

Timon von Athen hat eines Tages, um die Freundschaft seiner Freunde zu prüfen, nur Schüsseln voll Wasser aufgetischt; er erfuhr dabei, was er eigentlich schon wußte, und gab sich bitter vor Enttäuschung über die Menschen, denn siehe, sie kamen immer nur seines Reichtums wegen und waren keine wahren Freunde. Finden Sie seine großen Flüche über die andern berechtigt? Offenbar hatte der reiche Timon von Athen gemeint, Freundschaft kaufen zu können.

TB2, S. 1376

## Freunde und Fremde (1932)

Das war in diesem Herbst.

Wir steigen über Gletscher, drei gleichjunge Leute, und wir sind verbunden in einem Seil. Das Licht ist heiß, das an diesen weißen Hängen verdoppelt wird, und brennt in unsere überfetteten Gesichter. Ich stolchere von Spalte zu Spalte, überbrücke Schrund um Schrund, setze Tritt vor Tritt. Langsam und mühsam. Und kaum, daß ich je zurückblicke. Aber ich weiß: Meine beiden Freunde folgen und tun immer das gleiche, Fußloch um Fußloch. Ich werde nicht müde, und es wird mir nicht langweilig. Denn ich spüre das Seil um die Brust. Ich spüre, wie es die Nachfolgenden straffen. Ich spüre immer meine zwei Freunde.

Dreitausendneuhundert.

Ich kenne diese Gegend von manchen Jahren her. Ich finde sie schön und liebe sie.

Dann Viertausend. Noch eine Stunde bis zum Gipfel, und bis zu jener hohen und weiten Schau. Schon unten in der Stadt habe ich ihnen erzählt von dieser Schönheit. Schon vor zwei Monaten. Und jetzt noch eine Stunde. Und jetzt bilde ich mir augenblicklich vielleicht ein, daß man ein einziges Herzhämmern hört durch das Seil, das unsere drei Brustkörbe umgreift.

Eine eigentümliche Spannung zwischen diesem

Wunsch, daß man schon oben stände, und jenem andern Wunsch, daß man diesen letzten Gipfelgrat nie erreichen würde. Daß die Zeit stehen bliebe und wir fortsteigen würden, ohne unser Ziel innerhalb dieser Endlichkeit zu erlangen. Daß man dauernd in einer selben Spur ginge und vor sich immer eine gemeinsame Erwartung hätte. Mir kommt hier nicht vor, als wären wir drei Leute mit drei Köpfen, sondern eine Hoffnung mit sechs Füßen. Hoffnung auf eine starke Schönheit. Und so fange ich jetzt fast an, diesen Gipfelgrat da oben zu fürchten, dessen Eislinie mit jeder Stufe größer wird und schwungvoller. Weil er unsere Sehnsucht stillen wird und weil dann neue Sehnsüchte aufgehen, die jeden wieder anderswohin ziehen. Man möchte diese Hoffnung vielleicht lieber nicht einlösen und die Ruhe und die Gewißheit bewahren dürfen, daß man jetzt nahe unter einem gemeinsam ersehnten Ziel ist.

Und nun stehe ich oben. Und ich ziehe das Seil um meinen Pickel, bis wir alle drei oben stehen. Unser Blick taumelt hinunter ins Nikolaital und tastet sich an jenseitigen Schneewellen und Felsrippen wieder himmelhoch. Meine armen Augen: sie wissen nicht, wo sie anfangen sollen, und sind einmal wirr und einmal starr.

»Hier, das ist der Dom!«

Ich schreie es, denn der Wind fetzt einem die Stimme

von den Lippen weg. Und mein Mund weiß auch nicht, wo er anfangen soll, und lacht und sagt: Monte Rosa und Matterhorn und Weißhorn und Gabelhorn und Rothorn ... Der eine blickt immer auf meinen Mund, dessen Lachen hastig ist, als wäre ich ein Kind unter dem Christbaum. Ich spüre es, wie er auf mein Lachen blickt. Ich spüre es, daß er in diesem Augenblick vielleicht etwas anderes denkt als ich. Aber was denn? Was läßt sich hier anderes denken? Und ich zeige weiter und weiter wie dieses Kind, das den Geschwistern seine Christgeschenke auslegt. Bis mich dieser unterbricht:  
»Du. Weißt du, Max: Hier ist dir eine Zahnplombe weg.«

Warum hat euch all das gar keinen Eindruck gemacht? Aber ich wage sie nicht zu fragen. Im Abstieg bin ich nun hinten.

Schweigend. Eigentlich haben wir auch im Aufstieg geschwiegen. Aber anders, scheint mir. All diese Eisstürze und Felsstürme kenne ich schon von manchen Jahren her. Ich finde sie schön und liebe sie. Ich habe sie schon früher begangen – –

Hier mag mein Irrtum sein: ich habe hier einmal Schönheiten empfangen, die vorüber sind, und habe hier Leute begleitet, die für mich ebenso vergangen sind; und so sind mir diese toten Schneeströme

und diese toten Felssäulen wie Denkmäler geworden, versteinerte Erinnerungen an lebendige Tage und lebendige Menschen. Vielleicht eine Täuschung, wenn ich diese Schneelinien und diese Steinformen liebe. Mag sein: es ist die Schönheit jener Tage und die Liebe zu jenen Leuten, was ich in dieses Bergtal überdachte, das an sich wohl gar nicht schön und gar nicht liebbar ist.

Ist es das?

Die Moräne ist erreicht. Wir stehen. Und dann schnallt man sich die Steigeisen von den Schuhen.

Wortlos.

Dieses Schweigen ist nicht Ruhe, sondern Spannung: jeder denkt jetzt irgendwie über diesen Tag, indem er die Schlaufe von der Brust streift und sich aus dem Seil löst. Das ist zweifellos. Aber jeder denkt jetzt irgend etwas anderes. Und keiner von uns weiß mehr, was der andere denkt. Und jeder von uns hütet seine Blicke, wie die Angler ihre Ruten hüten, damit sie sich nicht verfangen in diejenigen der anderen.

Bis einem die Steigeisen aus der Hand fallen und über die Steinplatten rutschen. Ein markdurchkrazendes Klirren. Das schlägt eine Bresche in dieses starrpanzerige Schweigen. Und ich will es weiter durchschlagen und sage kräftig: So!

Mehr kommt nicht.

Jeder sagt: So!

Und darauf geht es die Moränenblöcke hinunter. Jeder seinen Weg und jeder wieder eingepanzert in seine Wortlosigkeit.

Schon die vorhergehende Nacht waren wir ganz allein in dieser Hütte. Und jetzt wieder. Gestern fanden wir ein Spiel, das weder Licht noch Karten noch Figuren heischte: man sagte sich aus dem Gedächtnis kleinere und größere Prosastücke, und die andern mußten wittern, aus welchem Kopf sie wohl stammen könnten. Das ging bis tief in die Nacht. Von Lessing bis Schnitzler ...

Heute geht es nicht.

Einer wäscht Tassen. Ich spalte unsinnig viel Holz. Einer trocknet Teller und pfeift dazu. Wie wenn ein Junge im Keller ist und Angst leidet und singt oder pfeift.

Und endlich greifen wir zur Petrollampe für den Schlafraum. Ich behandle den Docht mit meinem Taschenmesser, sehr lange, während die andern in der Türe lehnen. Jetzt sagt einer:

»Es tut uns selber leid, Max.«

»Was?«

»Ich meine nur so. Wegen heute. Wir haben dich doch schmerzlich enttäuscht. Oben auf dem Gipfel. Nicht?«

Ich fingere am Docht herum.

»Du hast diese ganze Tour eingefädelt. Du hast uns eine große Freude damit machen wollen. Denk ich. So eine gemeinsame Freude.«

Das sticht, wenn der andere eine Absicht derart bewußt ausspricht, die man tatsächlich gehabt hat, aber unbewußter: daß wir verwachsen unter dem starken Eindruck dieser Tour, daß wir Freunde werden im gemeinsamen Erlebnis einer großen Schönheit. Das sticht einfach, dieses Gesehenwerden, das heller ist, als man sich selber sah.

»Das war wohl von Anfang an dein Wunsch. Oder nicht?«

Und ich spreche mein Ja in einem Ton, als stände ich vor dem Gericht und wäre überliefert. Ich schäme mich auf einmal vor diesen zwei Menschen, die ich mit so errechneter Planhaftigkeit erobern wollte. Mein Wunsch nach ihrer Freundschaft steht jetzt so nackt und ausgeliefert vor ihnen, wie ein Liebesgeständiger nicht lächerlicher vor einer Frau stehen kann, die mitleidig die Achseln zuckt. Schamqual: man hat verloren in einem Tauschhandel, wo man in der Rechten eine Münze hingab und in der Linken nichts zurück erhielt. Ich möchte ins Kamin verrauchen vor meinen zwei einstigen Mitschülern. Ich möchte heute abgestürzt sein mit euch ... ich möchte ...

»Das wirst du uns nicht weiter übelnehmen«, sagt der

andere von ihnen, »daß uns die Aussicht droben so großartig kalt gelassen hat. Du mußt das verstehen, Max: wenn ich so den ganzen Aufstieg spüre, wie einer wartet darauf, daß ich oben aufjauchze – Mensch, man läßt sich nun einmal nicht zu einer Freude zwingen.«

»Zwingen?« Indem ich kleinlaut frage, gebe ich meinen Blick dem Dritten. Und dieser Dritte antwortet mir, indem er seinen Blick dem Zweiten gibt:

»Du hast uns in dieses Erlebnis zwingen wollen. Das scheint mir auch so.«

»Na ja. Du hattest eben den festen Willen, uns in dieser Tour zu erobern. Das ist ja nichts Böses, aber – Na ja. Das ist sogar sehr schön. Du mußt uns verzeihen, daß die Freude nicht gemeinsam war. Wie gesagt: man läßt sich nun einmal nicht zwingen zu einer Freude.«

»Daß wir drei heute nicht Freunde geworden sind, wie du gewollt hast, Max, das ist deine eigenste Schuld.«

»Na ja«, sagte jener wieder. »Gehen wir jetzt hinüber.«

Aber wir gehen nicht. Die beiden sitzen auf der Wandbank und ich sitze auf einem Stuhl. Vielleicht ist das immer so, wenn drei Leute zusammen sind: es sind nie drei, sondern immer zwei und einer. Ich blicke unter den Herd, wo meine Fußspitze hundert



kleine Ellipsen kratzt. Aber ich sehe sie auch so immer, diese beiden einstigen Mitschüler, die im Schein der Petroleumfunzel schweigen an der Wand und die heute abend Freunde geworden sind im gemeinsamen Erlebnis: sie haben zusammen einen Dritten beschämend tief durchblickt.

JA, S. 60-64

Ich hatte männliche Freunde, nicht viele, den einen und andern; das war Freundschaft, doch keine Täuschung über unser Alleinsein als einzelne. Oft habe ich an ferne Freunde gedacht, neugierig auf ihre Gedanken oder froh um ihren Widerspruch oder auch in schmerzlichem Zerwürfnis; in den Stunden des Grauens aber, in den Stunden meiner Unfähigkeit, allein zu sein, war es stets nur ein Weib, Erinnerung oder Hoffnung um ein Weib, womit ich meinem Alleinsein entschlüpfte.

Stiller, S. 634

Freundschaften gibt es, die jahrelang darauf bestanden haben, daß man sich von dem andern bewundert wähnte, eine Art von Versicherung, die man wiederum mit Bewunderung zahlte: ein offenes Wort, und weg ist sie. Und Marion ist an allem schuld; denn alles, was man in Wahrheit sagt, hat Folgen.

Auch gute vielleicht –

TB1, S. 15f.

Hutlos im Regen allein, nachdem er die Einladung einer Straßendame höflich ausgeschlagen hatte, entdeckte er, daß er die wenigen Menschen, die nach diesem Tag noch als Freunde in Frage kämen, seit Jahr und Tag vernachlässigt hatte, und es ging nicht, daß man sie jetzt, kurz nach Mitternacht, heimsuchte wie ein Geist aus dem Grabe. Vielleicht hätte der eine oder andere sich gefreut. Er gedachte ihrer mit Reue.

Gantenbein, S. 1105

Man kann alles erzählen, nur nicht sein wirkliches Leben; – diese Unmöglichkeit ist es, was uns verurteilt zu bleiben, wie unsere Gefährten uns sehen und spiegeln, sie, die vorgeben, mich zu kennen, sie, die sich als meine Freunde bezeichnen und nimmer gestatten, daß ich mich wandle, und jedes Wunder (was ich nicht erzählen kann, das Unausprechliche, was ich nicht beweisen kann) zuschanden machen – nur um sagen zu können: »Ich kenne dich.«

Stiller, S. 408

In gewissem Grad sind wir wirklich das Wesen, das die andern in uns hineinsehen, Freunde wie Feinde. Und umgekehrt! auch wir sind die Verfasser der andern; wir sind auf eine heimliche und unentrinnbare

Weise verantwortlich für das Gesicht, das sie uns zeigen, verantwortlich nicht für ihre Anlage, aber für die Ausschöpfung dieser Anlage. Wir sind es, die dem Freunde, dessen Erstarrtsein uns bemüht, im Wege stehen, und zwar dadurch, daß unsere Meinung, er sei erstarrt, ein weiteres Glied in jener Kette ist, die ihn fesselt und langsam erwürgt. Wir wünschen ihm, daß er sich wandle, o ja, wir wünschen es ganzen Völkern! Aber darum sind wir noch lange nicht bereit, unsere Vorstellung von ihnen aufzugeben. Wir selber sind die letzten, die sie verwandeln. Wir halten uns für den Spiegel und ahnen nur selten, wie sehr der andere seinerseits eben der Spiegel unsres erstarrten Menschenbildes ist, unser Erzeugnis, unser Opfer –.

TB1, S. 29

Ich habe ein Tonbandgerät gekauft, um eure Gespräche aufzunehmen, Gespräche ohne mich. Das ist hinterlistig, ich weiß. Ich schäme mich auch jedesmal, wenn ich einen solchen braunen Bündel, besprochen in meiner Abwesenheit, in diese teuflische Maschine einschlaufe mit zittrigen Fingern –

Wozu?

Wie die Gespräche meiner Freunde weitergehen ohne mich, manchmal glaube ich es mir vorstellen zu können, dann wieder gar nicht. Reden sie jetzt, da ich

gegangen bin, noch immer über die Geschichte der Päpste? Oder worüber? Vor allem aber: wie reden sie jetzt? Anders als zuvor? Genau so? Ernsthafter oder spaßiger? Ich weiß nicht, wieso ich das wissen möchte. Es gibt Leute, denen ich vertraue, daß sie nach meinem Austritt genau so weiterreden wie zuvor, und sie haben für mich, offengestanden, etwas Langweiliges, fast etwas Unmenschliches. Freilich kann ich mich täuschen. Daß jemand, wenn Burri sich verabschiedet hat, genau so weiterredet, heißt noch nicht, daß er genau so weiterredet, wenn ich gegangen bin. Gewisse Leute verlocken zum Verrat, andere nicht. Was heißt schon Verrat! Ich meine nicht, daß die andern, kaum allein, über meine Person reden, und wenn sie's tun, nun also; was meine Neugierde reizt, ist etwas andres. Ob Burri beispielsweise, allein mit Lila, nicht auch noch ein ganz anderes Gesicht hat? Indem ich Gespräche erfinde, die ohne mich stattfinden, laufe ich Gefahr, Menschen zu fürchten oder zu achten oder zu lieben, je nachdem wie sie in meiner Einbildung reden, wenn ich nicht zugegen bin. Mein fast blindes Vertrauen beispielsweise zu Burri, nur weil er in meinen erfundenen Gesprächen nicht anders redet und nicht anders schweigt und nicht anders lacht als in meiner Gegenwart, geht so weit, daß ich es einfach nicht glaube, wenn ich auf Umwegen erfahre, was Burri neulich gesagt haben soll. Klatsch!

Ich will keinen Klatsch hören. Was dabei herauskommt: ich verdächtige nicht Burri, sondern nur die Leute, die mir sagen, was Burri neulich in meiner Abwesenheit gesagt haben soll. Vielleicht hat er's wirklich gesagt, aber nicht so, wie der Klatsch es weitergibt. Wörtlich, mag sein, aber nicht in diesem Ton. Ganz einfach: ich kann es mir nicht vorstellen, daß Burri mich um einer Pointe willen verkauft. Und genauso begründet oder unbegründet, nämlich ein Ergebnis meiner blinden Erfindung, die sich früher oder später um jeden Menschen bildet, ist mein jahrelanges Mißtrauen gegenüber andern, beispielsweise meine schmerzliche Befangenheit gegenüber Dolf, nur weil er, sobald er nicht in meiner Gegenwart, sondern in meiner Einbildung redet, plötzlich viel feiner und viel gescheiter redet, nicht nur wissensreicher, sobald er sein großes Wissen nicht unterschlagen muß vor meinem Unwissen, sondern auch reicher an Einfällen, witziger. Ich bin überzeugt, gewisse Menschen verbergen ihren Witz vor mir; ich nehme es ihnen nicht übel, ich bin nur immerzu erstaunt, daß sie in meiner Gegenwart nicht witzig werden, nicht sprühend von Einfällen, nicht heiter bis zum Übermut, nicht überlegen. Ich nehme an, daß sie sich dafür rächen; ich habe keine Beweise dafür. So einer ist Dolf. Denn in den Gesprächen, die ich auf dem Heimweg erfinde oder wenn ich im Bad liege,